

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(10. Fortsetzung und Schluß.)

Und nun fiel sein Blick auf den Greis, der am Fenster saß, — auf den Mann mit den gefurchten Wangen, der gebeugten Gestalt, dem weichen Haar und den zitternden Gliedern. Erinnerte er nicht an eine mächtige Eiche, die vielen Stürmen Trotz geboten hat und nun morsch geworden ist? Das war sein Vater, den er jedoch für den Augenblick noch nicht so nennen durfte.

Endlich war die erste stürmische Bewegung vorüber, aber Walter war nicht befriedigt, sein Auge suchte jemanden, und ein trauriger Zug glückte sich in seinem vordringenden Gesicht. Wo war sie denn, Jessie? Hatte sie kein Interesse für ihn? Ob sie ein Interesse hatte, mehr als das. Ihr Herz klopfte hörbar, und ihre Wangen waren hochgerötet, als sie jetzt hinter der hohen Lehne von Großvaters Sessel hervor sprang und Walters beide Hände zum Grusse entgegenstreckte und dieser sein Auge in das ihre versenkte. Es war ein befehlendes, wonnenvolles Wiedersehen. Und nun stellte Walter seinen Freund, den Kapitän Murbod, vor, welcher väterlich für ihn gesorgt und ihn gepflegt mit treuer Liebe. Der Kapitän trat vor und reichte zuerst Tante Debby, dann seiner Schwester Mary und Mr. Graham die Hand; doch vermochte er es nicht, den forschenden Blick des Freundes zu ertragen, und einigermassen verlegen wandte er sich zur Seite.

„Großvater, dies ist Kapitän Murbod,“ sagte Walter abermals, während Kapitän Murbod einen Schritt vortrat und die zitternde Hand ergriff, die so oft liebevoll auf seinem Haupte geruht hatte.

Nun kam er auch zu Jessie, ergrieff ihre beiden Hände und sagte:

„Ich habe viel von Ihnen gehört, Mrs. Jessie, — von meinem So—, von meinem Freunde, wollte ich sagen, verbesserte er sich rasch, aber nicht so rasch, daß Jessie nicht verstanden hätte, was er verschweigen wollte. Eine Ahnung durchzuckte das blasse Mädchen. Aufmerksam betrachtete sie die Züge des Kapitäns und verglich sie mit denen des alten Marshall und Walters und endlich mit dem Wibe Seth Marshalls, welches unter dem Spiegel hing. Es ward ihr fast zur Gewissheit, was sie vermuthete.

„Walter, Walter,“ drohte sie diesem freundlich mit dem Finger, „ich ver—, Du verbitst uns noch ein freudentreiches Geheimniß. Ist's nicht so? Wir darfst Du's schon vertrauen. Ich habe eine Ahnung, hoffentlich tauscht sie mich nicht.“

„Die Liebe hat ein scharfes Auge,“ erwiderte Walter innig, „Du sollst die erste sein, welche meine Freude theilt und der ich mein Geheimniß vertraue.“ Der Kapitän Murbod ist mein Vater, ist Seth Marshall. Gott hat alles wunderbar gefügt. Aber bezwing' Dich, — fuhr Walter fort, als er die freudige Erregung bei dem geliebten Mädchen wahrte —, nach und nach darf das Geheimniß erst bekannt werden; es könnte dem Großvater die plötzliche Freude schaden.“

„Nun aber bitte ich zu Tisch!“ rief Mrs. Howland dazwischen; „die Mahlzeit hat nun lange genug gewartet.“

Der Hausherr erhob sich und schritt, auf seinen Stuhl gehend, zu seinem Sitz an dem Kopf des Tisches.

„Dort steht ein Stuhl für Dich,“ sagte Jessie zu Walter, der, den natürlichen Gesetzen von der Anziehung folgend, sich dicht an ihrer Seite niederließ.

„Der bekannte Sessel dort ist für Deinen Vater,“ flüsterte sie Walter ins Ohr; „Dein Großvater hat mir die Aufforderung befohlen, als habe auch er eine Ahnung von dem frohen Ereigniß gehabt.“

„Nehmen Sie gütigst hier Platz,“ sagte Walter eilig, auf den alten Ledersessel deutend, als er sah, daß Mrs. Howland im Begriffe stand, dem Fremden einen anderen Sitz anzuweisen.

„Dieser Sessel sollte dem Andenken Deines Vaters gewidmet sein!“ warf der alte Marshall dazwischen; es hätte fast wie ein leiser Vorwurf klingen können.

„Um so besser trifft sich's,“ bemerkte Walter rasch, „denn, Großvater, Kapitän Murbod ist mir wie ein Vater gewesen.“

Der Kapitän konnte kaum noch seine Fassung behalten, als er nun den ihm bestimmten Platz einnahm.

Der Großvater erzählte im Laufe der Unterhaltung dem neben ihm sitzenden Kapitän von seinem Sohne Seth. „Nur einmal noch möchte ich ihn sehen und ihm Abbitte leisten für das schwere Unrecht, das ich ihm zugefügt, da ich ihn für schuldig hielt,“ seufzte der Alte.

Und nun rief er voll freudiger Rührung zu Walter hinüber:

„Walter, Du weißt doch, daß mein Seth, Dein Vater, unschuldig ist. Der Himmel regne ihn, wo er auch weilen mag, nur um das eine bitte ich, ihn

vor meinem Tode noch einmal sehen zu können, um von ihm zu hören, daß er mir meine Hartherzigkeit verziehen hat. Armer Seth! Ich gäbe mein Leben darum, wenn ich die ganze Vergangenheit auslöschen und wieder zurückerufen könnte.“

Mit der Fassung des Kapitäns war es vorbei; er barg das Gesicht in seine Hände und schluchzte laut auf.

Walter hielt jetzt den Augenblick für gekommen, das süße Geheimniß zu offenbaren. Mit vor innerer Bewegung zitternder, aber allen vernehmbarer Stimme wandte er sich an den alten Marshall und verkündete feierlich:

„Großvater, Gott hat Dein Flehen erhört! Seth, Dein Sohn, den Du suchst, ist Dir nahe. Schau' um Dich, erkennst Du ihn denn nicht?“ Aller Augen richteten sich jetzt auf den Kapitän; derselbe hatte jetzt sein Gesicht dem Alten zugewandt, welcher mit der Hand über seine Augen strich, als wolle er einen Schleier beseitigen. Linderwacht schaute er dem Kapitän ins Antlitz und rief dann plötzlich:

„Bist Du es Seth, mein Sohn? Ja, ich erkenne Dich, es sind Deine Augen!“

Der Kapitän sank an die Brust seines Vaters, umschlang ihn mit seinen Armen und flüsterte: „Vater, Vater! Ich bin's, Dein Sohn!“

„O Seth, Seth!“ Das eisgraue Haupt neigte sich auf Seths Schulter, während der alte Mann wie ein Kind weinte. „Ich wage es nicht zu hoffen, Seth, obgleich ich immer darum gebetet habe. Gott segne Dich, Kind, ich habe Dir nichts Böses gewollt. Mein Leben hätte ich hingegeben, wenn ich Dich unschuldig gewußt hätte. Verzeih mir, Seth, vergiß Deinem Vater!“

„Von ganzem Herzen,“ antwortete Seth. „Alles ist vergessen, und ich bin gekommen, immerfort bei Dir zu bleiben.“

Eine Hand legte sich leicht auf Seths Schulter; er wandte sich um und schaute in das Gesicht Mr. Marshalls, der zitternd vor Bewegung bemerkte:

„Auch ich bedarf der Verzeihung!“

„Nein, Richard, nein!“ und in einer langen herzlichen Umarmung begrüßte die Freunde die traurige Vergangenheit, um das Band ihrer Jugend aufs neue zu knüpfen.

Auch Mrs. Bellenger, welche sich bisher verschiden zurückgehalten hatte, trat an ihren Schwiegersohn heran. Sie bot ihm die Hand und sprach in herzlich flehendem Tone:

„Vermögen Sie es über sich zu gewinnen, mir zu verzeihen, mir, welche sich am ärmlichsten an Ihnen und Ihrer Familie veründigt hat? Lassen Sie mich Ihre Mutter sein!“

„Vergeffen und verziehen ist alles! Seien Sie mir Mutter, wie jener da mein Vater ist!“ Mehr vermochte Seth nicht herorzubringen.

Sein Herz war zu voll, als daß er hätte antworten können; schweigend drückte er die dargebotene Hand und wandte sich zur Seite.

„Ich muß allein sein, um mich mit der übergroßen Freude zurechtzufinden zu können,“ sagte er endlich, und für eine Weile begab er sich in die Ruhe des Zimmers, das er früher bewohnt hatte.

Gegen Abend, als die Sonne sich zum Untergange rüstete, erhob sich Seth Marshall und schritt schweigend hinaus. Niemand folgte ihm, denn alle mußten, daß er allein sein wollte, wenn er das Grab seiner frühverstorbenen Gattin besuchte.

Es dauerte geraume Zeit, daß er dort verweilte. Jessie und Walter schlugen, als es bereits dämmerte, den Weg zum Friedhof ein, um dem Vater entgegenzugehen. Sie gingen Arm in Arm, ganz mit sich und ihren Angelegenheiten beschäftigt. Was alles hatten sie sich nicht zu erzählen, wie viele Gefühle und Gedanken nicht auszutauschen. Unter Thränen bat Walter Jessie um Vergebung. Und als er sie erlangt, drückte er den ersten Kuß auf ihre rechte Stirne. In diesem Augenblicke hatte Seth Marshall bei seiner Heimkehr vom Grabe seiner Gattin diese Stelle erreicht; eine Weile hand er da und beobachtete, dann trat er leise näher, sah sie eine der dunklen Löden und sagte halb scherzhaft, halb ernsthaft:

„Ich glaube, als Mr. Marshall habe ich Jessie noch nicht begrüßt, und das will ich denn jetzt nachholen. Willst Du meine Tochter werden, Du kleines Mädchen?“

„Ja, sie will,“ antwortete Walter; während Jessie die Hände Mr. Marshalls ergriff und sie küßte.

Glücklich und befehligt schritten sie dem alten Farmhause zu, jeder von einer frohen Zukunft träumend.

Sechszehntes Kapitel.

S t u f e .

Vier Jahre sind seit jenem Erntefeste vergangen, und Mr. Marshall, der damals sein letztes zu feiern glaubte, scheint derselben noch manche erleben zu sollen. Gesund, heiter und

glücklich sitzt er in seinem Lehnstuhle, das gewohnte Pfeifchen rauchend, und wenn die Nachbarn ihm sagen, wie schön das alte Farmhaus geworden sei, und daß man es kaum wieder kenne, antwortet es jedesmal:

„Ja, Seth hat einen guten Geschmack, und Seth ist reich. Er könnte ganz Deerwood kaufen, wenn er wollte. Dort das Haus baut er für die armen Leute, und am Bache baut er eine Fabrik, wo er jedem Arbeit gibt. Seth ist ein guter Junge.“

Auch andere gibt es, die Seth Marshall auch und edel nennen, und seit seiner Rückkehr ist noch nicht eine Stimme laut geworden, die ihn hätte tadeln mögen.

Am ersten Weihnachtstfeste, das der Rückkehr seines Vaters gefolgt war, hatte Jessie heimgeführt, und nun spielt schon ein munterer, dunkeläugiger Knabe in seinem Hause, der den Namen Graham Marshall führt, und der weit mehr in Deerwood, denn in New York zu Hause ist. Da sitzt er dann auf dem Knie des alten Mannes, der ihn zuweilen Walter, öfter aber Seth nennt, und reitet nach Boston; er zerkaugt den Bart des Urgroßvaters, setzt sich dessen Brille auf, raucht wie dieser, freilich ein Stückchen Zuder — und dann fällt er im Schoße Mr. Marshalls in Schlaf, — ein liebliches Bild.

Neun Monate hatte William im Gefängnisse zugebracht, als der mächtige, vereinte Einfluß Mr. Marshalls, Seth Marshalls und Walters ihm Begnadigung erwirkte. Als ein demüthiger und darum besser Mensch empfing er die verlorene Freiheit zurück. Er zog es vor, die Stadt nicht zu verlassen, da er es für besser hielt, seine Schande in Geduld zu ertragen, als vor ihr zu fliehen, um doch von ihr überallhin verfolgt zu werden. So blieb er denn und nahm dankbar eine Stellung an, die Walter ihm verschafft hatte. Auch Mrs. Bellenger nahm sich seiner an, als sie sich überzeugt hatte, daß seine Besserung eine aufrichtige sei, und da Walter jetzt nicht mehr bei ihr wohnte, so gab sie ihm eine Wohnung in ihrem eignen Hause.

Jeden Sommer finden sich die Familien Graham und Marshall mit Bellenger und Mrs. Bartons in Deerwood ein, wo der ehrwürdige Hausherr so jung und glücklich zu sein scheint, wie nur einer von ihnen.

Seth Marshall wendet täglich zum Grabe seiner Frau, wo er in stillem Gebete ihrer gedenkt: „Ruhe in Frieden, mein süßes Weib, Gott gebe uns ein seliges Wiedersehen! Du hast dem Herrn allezeit vertraut, ihm, der uns auf bewegter Bahn zum Frieden und Glück führte.“

Ende.

Zustände in der Mandchurei.

Die Mandchurei steht befanntlich wie die Mongolei, Ostturkestan und Tibet zu China im Verhältniß eines Nebenlandes. Seit den Verträgen von Aigun (1858) und Tientsin (1860), wodurch 650,000 Quadratkilometer der Mandchurei an Rußland gelangten, umfaßt diese noch 942,000 Qu.-Km., also ein ungefähr 100,000 Qu.-Km. größeres Gebiet als Deutschland nebst Lestereich. Die Bevölkerung wird auf 15 Millionen Seelen geschätzt. Das Land zerfällt in die Provinzen Helungkiang im Norden, zwischen dem oberen Lauf des Amurs und dem Sungari, Kirin in der Mitte mit der gleichnamigen Hauptstadt, und Schönging im Süden, mit der Hauptstadt Mulden, dem Stammsitz der jetzigen chinesischen Dynastie. Die reiche und bevölkertste der Provinzen ist Schönging mit dem fruchtbarsten Thale des Liaosflusses, dann kommt das vom Sungari benährte Kirin. An der Spitze jeder Provinz steht ein Zarengeneral, der Zarengeneral in Mulden hat zugleich die bürgerliche Verwaltung der ganzen Mandchurei in Händen.

Das Klima ist sehr rau. Bis zum äußersten Süden, also auf derselben Breite wie Spanien und Italien, ist eine Kälte von 20 bis 25 Grad nichts Seltenes, und am 5. Januar 1902 stieg sie in Niutschwang sogar auf 31 Grad. Andererseits erreicht die Hitze im August gleichfalls oft 30 bis 31 Grad. An diese Witterung gewöhnt, sind die ursprünglichen Bewohner, die Mandchu, weit kräftiger und widerstandsfähiger als die Chinesen. Sie sind ein schöner, aufgeweckter Volksstamm, der aber durch die eingewanderten Elemente immer mehr zurückgekrängt wird und jetzt nur noch 5 bis 10 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht.

Trotz der großen Schwankungen in der Temperatur ist der Boden besonders in den Niederungen sehr ergiebig. Das jährlich durch Ueberschwemmungen gedüngte Thal am mittleren Laufe des Sungari liefert Hirse, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, in Hülsen und Fülle; ebenso Sojabohnen, die einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr bilden. Die Wege sind von Kizinussheden umsäumt. In der Gegend von Kirin wird Hanf gezogen, während im Süden bedeutende Mohn- und Tabakpflanzungen bestehen und in der Nähe der koreanischen Grenze Ginseng mit großem Erfolg gebaut wird. In Liaotung wird Seidenzeug getrieben. Obgleich die Mandchu wie die Chinesen durchweg ihre Fleischnahrung nur vom Schweine nehmen, werden besonders auf den Hochebenen

auch viele Rinder und Schafe geädelt. Ueberaus reiche Erträge liefern außerdem die Jagd und der Fischfang, die bis in die Neuzeit die Hauptbeschäftigung der wandernden Mandchuwölfer bildeten. Die Wälder sind sehr reich an Hirschen, Antilopen, Zobel und L. w., die Felle an Störchen und Lachsen und die Küstentrichen an Perlmuscheln. An Mineralien birgt die Mandchurei Kupfer, Blei, Silber und Gold, dieses in den Thälern der Nebenflüsse des Sungari und des Nonni. In der mittleren und der südlichen Provinz finden sich zudem ergiebige Steinkohlenlager.

Bisher bereitete der Mangel an Verkehrswegen wesentlich die Ausbeutung der Reichthümer des Landes, das erst durch die russische Eisenbahn seiner Erschließung entgegensteht. Die anfängliche Spur der Transibirischen Bahn über den Baikalsee hinaus ging über Tschita und Stretenst und folgte dann dem Schilte und Amur bis Chabarowsk, um sich hierauf nach Wladiwostok zu wenden und so völlig auf russischem Gebiete zu liegen. Dieser Umweg ließ sich aber durch eine Durchquerung der Mandchurei vermeiden, weshalb Rußland mit China in Unterhandlung trat, das ihm denn auch durch die Convention von 1896 den Bau der kürzeren Strecke durch die Mandchurei erlaubte. Ein zwei Jahre später getätigter neuer Vertrag, wodurch China den Rußen die Gewässer und Gebiete von Port Arthur, Talienwan und Dainy auf 25 Jahre verpachtete, gab zu einem Zufuß Anlaß, der die ostindische Gesellschaft zum Bau einer Zweigbahn zur Verbindung dieser beiden Häfen mit der mandchurischen Bahn ermächtigte. Diese ist 550 Km. länger als die ursprüngliche vorgesehene Linie und hat nach den Berichten vieler Reisenden jetzt schon Wunder gewirkt. Wo vor fünf Jahren nur noch kleine Zeltlager oder elende Lehmhütten zu sehen waren, erheben sich jetzt moderne Städte mit Ziegelbauten, Gashäusern, Bahnhöfen, Spitälern und öffentlichen Anlagen.

Um dies fertig zu bringen, wurden ganze Heere von Mauren, Zimmerleuten und Kulis aufgegeben und nach den Hauptpunkten der Strecke geworfen. Diese überschreitet die Grenze bei Mandchuria, geht über Dalainor und Kharall, die erste große Stadt in der Mandchurei, dann durch einen 2,835 Km. langen Tunnel durch das Chingangebirge und weiterhin, ungefähr 25 Km. an der heute über 70,000 Einwohner zählenden Stadt Zigitar vorbei, nach Harbin, das als Ausgangspunkt der Zweigbahn nach Port Arthur in einigen Jahren sich nach amerikanischem Muster zu einem blühenden Handelsplatz mit großen Geschäftsbüroen, Dampfmaschinen und Eisenbahnwerkstätten aufgeschwungen hat. Weiter auf Wladiwostok zu gelangt die Transibirische Bahn endlich an Ringuta vorbei bei Pogranitschaja wieder auf das russische Gebiet. Die Zweigstrecke von Harbin nach Dainy und Port Arthur ist ihrer ganzen Länge nach von russischen Truppen besetzt. Alle 4—5 Km. befindet sich ein Wachposten.

In einem soeben veröffentlichten Schriftstück entwirft der in Niutschwang stationirte Ver. St.-Consul, Miller, ein ausführliches Bild von dem wunderbaren Aufblühen Harbin's, das die Erinnerung an die Schöpfthand eines Potemkin wachruft; nur, daß man es hier nicht mit Trugbauten zu thun hat, sondern mit soliden Gebäuden einer tiefen Energie, welche sich ihres Zieles bewußt ist. Wie aus der Erde gestampft, ist dieses „Moskau Sibiriens“ entstanden, als Mittelpunkt der kommerziellen Auffrischung des asiatischen Nordostens, auf welche nach Miller's Angabe während der letzten drei Jahre nicht weniger als 257 Millionen Dollars Kapital verwendet worden sein sollen.

In dem Berichte kommt dann die Rede auf die Ausichten, welche sich dem amerikanischen Handel in der Mandchurei bieten, und tritt Miller hier entschieden dem weitverbreiteten Optimismus entgegen, welcher sich für unferen Handel von der Mandchurei schier unbegrenzte Absatzmöglichkeiten verspricht. „Ein Studium der Verhältnisse in Wladiwostok, Harbin und anderen Distrikten“, so lautet das Refümee Miller's, „ist nicht besonders ermutigend für die Idee der Ausdehnung des amerikanischen Handels in der Mandchurei in irgend einer Branche, in welcher zu liefern Rußland vorbereitet ist. Eine Kenntniß der festen Absicht der Russisch-chinesischen Bank, den Verkauf russischer Waaren zu urgiren, eine Einsicht in die Methoden und die Entschlossenheit russischer Eisenbahnen, einen Markt für die Produktion Rußlands zu finden, sowie das bekundete Interesse, Ressourcen längs ihrer Linien nur für Rußen und Chinesen zu entwickeln, begünstigen in Gemeinschaft mit den natürlichen Reichthümern und Schätzen des Landes nicht die Hoffnung, daß unter einem russischen Regime unser Handel in der Mandchurei so groß sein wird, wie er bisher war. Wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß die russische Regierung sich — durch Subsidien und durch ihre Banken und Bahnen — als Regierung an kommerziellen und industriellen Unternehmungen betheiligt, und wenn wir ferner die billigen Rafranzmittel, sowie die billige und zuverlässige Arbeit und die gro—

Mineralschätze in Rechnung stellen, welche sie an dem pazifischen Ozean zu ihrer Verfügung haben wird, so wird die Frage des Marktes der Mandchurei unbedeutend und finden wir uns gegenüber dem größeren Problem der Märkte des ganzen Asien.“

Ohne Frage haben die Amerikaner in der Mandchurei große und schnelle Erfolge als Waarenlieferanten erzielt. Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Rußen unserm Vordringen auf dem dortigen Marke alle möglichen Hindernisse zu bereiten trachten und mit ihrer Obstruktionspolitik ebenfalls schon beträchtliche Erfolge gehabt haben. Schrieb doch erst unlängst auch ein Port Arthur-Korrespondent des „North China Herald“: „Es ist erstaunlich, in welchem Umfange die Amerikaner sich des Handels im östlichen Sibirien und der Mandchurei bemächtigt. Dieses Erhalten wird aber durch das Verschwinden der Amerikaner gedämpft. Die American Trading Co. hat ihre Zweigniederlassungen hier und in Wladiwostok geschlossen und schließlich wird nur noch eine amerikanische Firma übrig bleiben, wenn das nicht jetzt schon der Fall ist.“

Leipzig in S. Louis.

Leipzig hat sich jahrzehntelang nachsagen lassen müssen, daß sein Boden dem Gedeihen der bildenden Kunst nicht günstig sei. An der Kunstentwicklung der verflochtenen Jahrhunderte ist in der That nur in geringem Maße theilhaftig, weniger als die meisten anderen Großstädte Deutschlands. Naturgemäß fiel es der bildenden Kunst schwer, in einer Stadt, die seit alters den leichtlebigeren und leichter sich einschmeichelnden Schwärmern, der Musik und der Kunst des Theaters, starke Symmetrien entgegengebracht hatte, auf die Dauer Boden zu gewinnen. Und doch hat sie seit den Tagen, die der junge Goethe in Leipzig's Mauern verbrachte, seit den Zeiten eines Defser, der Schorn v. Carosfeld und der Gründung der von ihnen geleiteten Kunstakademie, beständig eine treue und verständnisvolle Gemeinde in den verschiedensten Gesellschaftsklassen Leipzigs befehen, namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nur fehlte es lange Zeit an Künstlern, die imstande gewesen wären, höhere künstlerische Bedürfnisse zu befriedigen.

Hierin ist in den letzten zwanzig Jahren ein Wandel eingetreten. Eine ganze Reihe strebsamer und begabter Künstler hat während dieser Zeit in Leipzig festen Fuß gefaßt und sich bemüht, das alte Vorurtheil, als würden hier einseitig Musik und Theater gepflegt, zunichte zu machen, mit richtigem Erfolg zuerst wohl Karl Seiffner, in dem die Kunstwelt einen der tüchtigsten Porträtmaler der Gegenwart schätzte. Vollens seitdem Max Klinger den Weg zur Vaterstadt zurückgefunden, um sich dauernd in ihren Mauern anzusiedeln, und nachdem in den letzten Jahren verschiedene frische junge Talente den seit längerem anhängigen Künstlern an die Seite getreten sind, braucht Leipzig die Konkurrenz der älteren Kunstmetropolen nicht mehr zu fürchten.

Zum erstenmal sieht es sich jetzt in der Lage, seine neu errungenen Vorzüge im Wettstreit der deutschen Kunstzentren zu beweisen. Es ist bezeichnend, daß diese Gelegenheit mit Begeisterung aufgenommen wurde, und daß der Gedanke, sich zusammenzutun zur Ausführung einer repräsentativen Raumgestaltung für den in S. Louis bevorstehenden internationalen Ausstellungswettbewerb, bei Künstlern, Industriellen und Kunstfreunden Leipzigs lebhaftesten Anklang fand.

Die Vorgeschichte des Unternehmens reicht bis in den Beginn des vorigen Jahres zurück. Das Leipziger Kunstgewerbe-Museum hat das Verdienst, die ersten Anregungen dazu gegeben zu haben. Festerer Gestalt gewann das Projekt, nachdem der Reichskommissar Geheimrath Lenzold wiederholt in öffentlichen Versammlungen, die das Kunstgewerbe-Museum einberief, die Wichtigkeit einer lebhaften und vor allem repräsentativen Theilnahme der deutschen Kunst und Industrie an der Ausstellung in S. Louis eingehend erörtert hatte. Bereits Ende März erklärte Max Klinger seine Bereitwilligkeit, sich an dem Unternehmen zu betheiligen. Es sollten denn noch Monate vergehen, ehe die Finanzirung des Planes so weit gesichert war, daß man mit Zuversicht an seine Durchführung herantreten konnte.

Nach längeren Verhandlungen gelang es, durch Vermittlung des Reichskommissars einen beträchtlichen Reichszuschuß als finanzielle Basis zu beschaffen. Als bald ließen sich auch die sächsische Regierung und die Stadt Leipzig bereit finden, größere Zuschüsse zu gewähren. Die noch fehlenden Mittel wurden als Garantiefonds von einigen opferwilligen Kunstfreunden und Schätzen des Landes nicht die Hoffnung, daß unter einem russischen Regime unser Handel in der Mandchurei so groß sein wird, wie er bisher war. Wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß die russische Regierung sich — durch Subsidien und durch ihre Banken und Bahnen — als Regierung an kommerziellen und industriellen Unternehmungen betheiligt, und wenn wir ferner die billigen Rafranzmittel, sowie die billige und zuverlässige Arbeit und die gro—

Musikleben legte es nahe, für den geplanten Ausstellungsraum die Gestalt eines Musikzimmers ins Auge zu fas-

sen. Um so mehr empfahl es sich, an den Ruhm Leipzigs als Musikstadt anzuknüpfen, als es bant der Protaganda zahlreicher ehemaliger Schüler des Leipziger Konservatoriums gerade in Nordamerika genugsam bekannt ist, was Leipzig für das Musikleben bedeutet. Die großen Verhältnisse des zur Verfügung stehenden Ausstellungsraumes wiesen von vornherein darauf hin, eine monumentale Raumwirkung anzustreben. Auch der Umstand, daß sich Max Klinger bereit erklärte, zwei Büsten berühmter Musiker für das Zimmer zu arbeiten, drängte naturgemäß zu einer großzügigen Raumgestaltung.

Wenngleich erst im Oktober mit der Ausführung der inhaltreichen Raumgestaltung begonnen werden konnte, ist sie doch bereits in allen ihren Theilen vollendet. In diesen Tagen war sie in Leipzig in der Aula der königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe öffentlich ausgestellt, unter lebhafter Theilnahme der kunstliebenden Kreise der Stadt. Die ernste, pathetische Stimmung des Raumganges, die sorgfältige Durchführung der Holzarchitektur sowie die ideale Haltung und innere Größe der Musikerbüsten haben ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt. Man hatte allenthalben die Empfindung, einer außergewöhnlichen Kunstthat gegenüber zu stehen, und man war überrascht und erfreut zugleich, zu sehen, daß auf heimischem Boden eine so glänzende künstlerische That hatte erblühen können.

Die Architektur des Raumes ist das Werk des Leipziger Architekten Fritz Trechler. Trechler gehört zu den begabtesten Baukünstlern Leipzigs. Seine Schöpfungen haben durchweg eine moderne Haltung, einen frühen, persönlichen Zug, und sie zeigen bis in alle Einzelheiten hinein ein consequentes Streben nach neuen ornamentalen Formen. Leipzig hat ihm an öffentlichen Gebäuden das Künstlerhaus zu verdanken, das ebensosehr durch seine originale Anlage wie durch seine eigenartigen Details den Blick des Kenners fesselt. Das Musikzimmer bildet einen länglichen Raum von nahezu 13 Meter Länge und reichlich 8,5 Meter Breite. In der Reihe der Interieurs, die in S. Louis von den rührigen Dekorationskünstlern Deutschlands Zeugniß ablegen, einen Eckplatz einnehmend, stößt es mit der einen Längseite an das von Kreis entworfene Dresdner Zimmer an, mit der einen Schmalseite an das von Dülfer geschaffene Münchener Zimmer.

Für die Männer, welche die Ausführung des Zimmers in Szene setzten, war es ein starker Ansporn, ihren Plan durchzuführen, daß sich ein Meister wie Max Klinger bereit finden ließ, das Zimmer mit zwei Büsten zu schmücken. Der Leipziger Musiksaal verbandt ihm die Büsten Liszts und Richard Wagners. Diesen haben zwei jüngere Leipziger Bildhauer, Johannes Hartmann und Georg Kolbe, die Büsten Robert Schumanns und Johann Sebastian Bachs angefertigt. Die Büsten sind nicht als Porträte im gewöhnlichen Sinne aufzufassen. Der geistigen Bedeutung der dargestellten Tonpoeten und der feierlichen Haltung des Raumes Rechnung tragend, haben die Künstler versucht, Idealbildnisse zu schaffen, zu heroisieren, zu verklären, aus individuellen Zügen Typen herauszukristallisieren.

Der Musiker und der Musikfreund werden schon längst begierig sein, etwas von den Instrumenten zu hören, die das Leipziger Musikzimmer enthält. Das Orgelwerk ist eine Schöpfung der Orgelfabrik von M. Welte & Söhne in Freiburg i. Br. Der Flügel, der die Mitte des Zimmers einnimmt, ist von der Sopranofabrikant J. Blüthner in Leipzig eigens für das Leipziger Musikzimmer herbeigeführt worden. Das vornehme, auf leicht geschwungenen Beinen ruhende Gehäuse (eine Arbeit der Leipziger Firma F. A. Schütz) ist in Eichenholz ausgeführt, an Füßen und Platte reich geschmückt sowie vorn und an den Seiten mit Bronzetafeln geziert, die Paul Sturm modellirt und Elkan in Berlin gegossen hat.

Das Leipziger Musikzimmer würde ein ungenaues Bild von der Pflege der Plastik in Leipzig geben, wenn es nicht den künstlerischen Aufschwung veranschaulichte, den die Kunst der Vase und Medaille dank dem gielovollsten Wirken einiger jüngerer Leipziger Bildhauer in den letzten Jahren erlebt hat. In den Wandstücken bot sich bequeme Gelegenheit, auch diese Seite des Leipziger Kunstschaffens zur Anschauung zu bringen. Der Aufschwung der Plakettenkunst ist in Leipzig in erster Linie Felix Uffner zu danken, der die Mehrzahl seiner Plaketten zur Ausstellung überlassen hat. Wir haben aus der stattlichen Reihe seiner Bildnischplaketten nur seinen „Bismard“ und seinen „Max Klinger“ hervor. Neben Uffner ist in Leipzig namentlich Paul Sturm bemüht, Plaketten und Medaillen zu modellieren. Von den Arbeiten, die er zur Ausstellung bringt, werden besonders seine Medaillen auf Richard Wagner und Ludwig Richter sowie auf den hochverdienten ehemaligen Dirigenten der Leipziger Gewandhauskapelle Prof. Karl Reineck hervorgehoben. Endlich hat Johannes Hartmann eine eigenartige, in Silber gegossene Klinger-Plakette beigesteuert, die Klinger's bahnbrechendes Wirken